



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Allerlei vom Reisen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Allerlei vom Reisen



n müßige, neugierige, aufgeblasene, eitle und milzsüchtige Reisende teilte Yorick seine Mitreisenden ein, denen er in den Gasthöfen und Diligencen des Continents begegnete, so weit sie nicht „Reisende aus Notwendigkeit“ oder geschäftlichen Absichten waren. Seitdem hat das neunzehnte Jahrhundert eine neue Gattung hervorgebracht, die alle andern aus dem Felde geschlagen und sich das breite und plumpe Übergewicht erobert hat, das sind die Reisenden aus Mode, von denen die aus Sport nur eine Unterabteilung sind. Die Mode ist bekanntlich ein Ding, das mit ernsthafter Überlegung und vernünftigen Absichten möglichst wenig zu thun hat. Das ist es denn auch, was den üblichen Modereisenden unsrer Zeit von allen andern unterscheidet, denn alle frühern, selbst „der müßige Reisende,“ ließen sich, wie wiederum Yorick selber bezeugt, doch immer noch „deshalb von Boots- und Postknechten durch die zivilisirten Reiche dieses Erdbodens schleppen, weil sie Kenntnisse und Wissen erlangen wollten.“ Davon ist bei den Modereisenden nicht mehr die Rede.

Ohne Widerspruch wird freilich der Satz nicht bleiben, daß für die große Mehrheit der modernen Reisenden die Erweiterung des Gesichtskreises angehört habe, der Reisezweck zu sein. Aber es ist so. Man behauptet auch in der That gar nicht mehr, daß man reise, um sich zu bilden. Wer wird denn auch in unsrer herrlichen Zeit der allgemeinen Bildung, wo einem jede Köchin kündigen würde, der man sich etwa zu sagen erlaubte, daß sie nicht auf der obersten Stufe der Bildung stehe, eingestehen, daß er durch Reisen etwas lernen könne? Nein, man giebt ganz andre Gründe für seine Reisen an — die Badereisen lasse ich hier beiseite —: man reist, weil man es sich leisten kann, weil man es seiner pekuniären Stellung schuldig ist, oder anders ausgedrückt: Buchholzens reisen, weil es Bergfeldts ärgert. Andre meinen, sie würden sich „amüsiren.“ Ach, welche Enttäuschungen erleben sie! Hätten sie doch lieber dasselbe Geld in Frühshoppen, Schaumtorte und Zirkusbefuch angelegt! Natürlich behaupten sie aber hinterher doch, sie hätten sich „köstlich amüsirt,“ es sei „himmlisch“ in Italien u. s. w. Da braucht man nur einmal die Probe zu machen und wenn sie so recht in allgemeinen Redensarten schwelgen, ganz leise anzufangen auf Italien zu räsonniren — mit welchem

Eifer fallen sie da ein, bis das ganze Glend des angeblichen „Amüſements“ zu Tage kommt! Und wenn sie das erste mal wirklich noch mit der Hoffnung, sich zu „amüſiren,“ abgereist waren, das zweite mal ist kein Zweifel mehr, daß auch sie bloß noch aus Mode reisen. Nur eine Klasse giebt's, die sich wirklich „amüſirt,“ das sind die, die unterwegs besser leben als zu Hause, gern Bekanntschaften machen, Toiletten sehen, in die Konzerte gehen u. s. w. Aber was hat das mit dem Reisen zu thun? Hier macht es eben die Ferienstimmung und die etwas größere Opulenz einiger Wochen, und die gönnen wir ihnen von Herzen.

Aber man sieht doch auf Reisen so viel schönes, großes, bedeutendes, man muß doch etwas lernen! Nein; man sträubt sich mit Händen und Beinen dagegen, etwas zu lernen, auch nur sehen zu lernen. Wo bliebe denn auch die Bildung, wenn man der Frau, den Kindern, den Mitreisenden oder auch bloß sich selber eingestehen müßte, daß man noch etwas lernen und neu an sich erfahren könne? Das geht nicht. Das ist denn auch der Grund für das widerwärtige Benehmen der meisten Reisenden. Darum tritt man allem bedeutenden, das man sieht, mit bornirter Überlegenheit entgegen, wickelt um so eifriger darüber, je ernsthaftere Anforderungen die Dinge stellen, und ist hinterher gerade so klug wie zuvor. Wie viel besser waren doch die Leute dran, die in einer Zeit lebten, wo ihnen noch nicht Familienjournale, Wandervorträge und ähnliche Ladirmittel einen unklaren Schimmer von allem möglichen beigebracht hatten, wo sie, wenn sie reisten, ohne Halbwisserei an das Einzelne wie das Ganze hinantraten und sich stets von neuem freudig überrascht mit Ernst und Liebe daran machten, zu verstehen und auf sich wirken zu lassen! Wie viel tausendmal größer ist das Vergnügen, der Schilderung in den naiven Aufzeichnungen eines über Venedig gereisten ehrſamen Pilgers des fünfzehnten Jahrhunderts zu lauschen, als den Erzählungen eines modernen „vielgereisten“ Kommerziensrats!

Wir können unsre Behauptung, daß es beim Reisen nicht mehr auf die Erweiterung des Gesichtskreises ankomme, auch durch eine Art gelehrter Empirie begründen. Der Leser begleite uns einmal in die Räume einer größern Bibliothek. Da stehen seit dem sechzehnten Jahrhundert alle die mehr oder minder handlichen, gar nicht schlechten Anleitungen, wie man reisen soll — nicht, um gut durchzukommen, diese giebt's natürlich auch —, sondern um etwas dauerndes davon zu haben, von Zwingers *Methodus apodemica* und der Nürnberger *Ars peregrinandi* an bis zu Haeffelins *Discours de l'influence des voyages sur les progrès des arts* u. a. Über die Schwelle unsrer Zeit haben sie sich nicht gewagt, nicht wagen dürfen. Denn Neumeyers Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen und Zffels *Istruzioni per viaggiatori* nebst den entsprechenden französischen Werken darf man nicht hierher rechnen, das sind wuchtige Bücher zur Vorbereitung für Forschungs-

reisende; auch Burckhardts Cicerone nicht, der ein Spezialwerk ist, nur zum Genuß in den Museen verhelfen will und — erschreckend wenig dazu benutzt wird. Man will eben gar nicht; tausende und abertausende kaufen zwar den Bädeler, aber benutzen nur die praktischen Führerangaben darin; wer die doch so vortrefflich klaren und knappen kunstgeschichtlichen Einleitungen von Anton Springer gelesen hat, ist geradezu als ein weißer Rabe zu betrachten. Die meisten haben es allerdings vorgehabt und es auf die Eisenbahnfahrt oder auf öde Stunden im Gasthof verschoben; da sind sie aber schließlich doch nicht dazu gekommen.

Freilich giebt es auch noch Leute, die das Herz voll Sehnsucht und mit glühenden Wangen sich alles in der Stille aneignen, was als tüchtige Vorbereitung auf eine bedeutendere Reise gelten kann. Solche findet man unter Primanern, Studenten, Lehrern und Lehrerinnen, angehenden Pastoren, jungen an den Kontorjesseln gebannten Kaufleuten, überhaupt unter Leuten, die dann aus Mangel an Geldüberfluß vielleicht gar nicht dazu kommen. Die Hauptmasse der Reisenden sind aber doch die andern.

Ich bitte den Leser, den ich keineswegs bloß nach der Regel über die „Anwesenden“ ausnehme, sondern den ich darum, weil er Grenzbotenleser ist, auf meiner Seite vermute, sich einmal an das Publikum zu erinnern, mit dem er auf Reisen zusammengespercht worden ist — man kann es ja leider nur viel zu wenig vermeiden, die Gespräche im Bahnwagen und auf dem Dampfschiff mit anzuhören —, sich zu erinnern, was da für Reiseindrücke ausgetauscht werden! Du, Männchen, das war mal ein netter Kellner in Desenzano — Nee, wenn das ein Beefsteak sein sollte! — Ja, Mailand, das is ne famose Stadt! Schon der Bahnhof! — Verona, nee, da waren wir nicht, das heißt wir sind gleich durchgefahren — Was die in Interlaken für Betten hatten! Nee, wenn ich kein ordentliches Federbette kriegen kann — Nee, in der Schadothek waren wir nicht, wir hatten uns gleich vorgenommen, bloß in die Kunstausstellung zu gehen — Na, ich danke! Einmal sind wir in ein italienisches Hotel gegangen. Einmal und nie wieder! — In Basel auf der Münsterterrasse — ach, wo der betrunkene Kerl auf der Bank eingeschlafen war? — Meyers, die sind schöne dumm gewesen mit ihrem Italienisch lernen; wir sind überall mit Deutsch durchgekommen! — Papa, guck doch mal aus! ruft die fünfzehnjährige Tochter. Dem Papa fällt es gar nicht ein; er will sich und seiner Familie einen Aufenthalt in der Schweiz leisten, was geht es ihn an, wenn es schon zwischen München und Lindau schön ist? — Station Hirschsprung! ruft der Schaffner auf der badischen Höllenthalbahn, da oben können die Herrschaften den Hirsch sehen! Der Zug hält inmitten einer großartigen Gebirgs-scenerie, senkrechte Felsen engen von beiden Seiten den Paß zu einer Klamm ein, durch die rauschend und kühl atmend der Wildbach strömt, mächtige, langbärtige Schwarzwaldtannen streben

von winzigen Vorsprüngen an den grauen Wänden empor, ihre Wurzeln mit suchendem Anklammern umherstreckend, Moos, Frauenhaar, Farnwedel hängen feucht an dem überrieselten Gestein herab, und alles drängt sich an die Fenster, um — nach dem blechernen Hirsch zu spähen, den der Verschönerungsverein auf eine der Felszacken gestellt hat, und macht sich nach der Weiterfahrt noch eine Viertelstunde lang mit der ganzen überlegnen Befriedigung des Philisters über den kurzichtigen Professor der Philologie lustig, der geglaubt hat, da stehe ein wirklicher Hirsch! — So, Sie waren auch in Herrenchiemsee? Haben Sie auch gesehen, daß der Führer die eine Thür nicht aufgemacht hat? Da wirds wohl gewesen sein? — Meinen Sie? — Wer wird sich nur die Blöße geben, zu fragen, was da gewesen sein soll. Die beiden Damen tuscheln geheimnisvoll weiter, während die blauen Wasser des Chiemsees am Bug aufschäumen und die sinkende Sonne die Schindeldächer und Baumgruppen der Fraueninsel übergoldet und mit breitem Schein auf dem Hochgeren liegt und auf der ragenden Kampenwand, und überall auf dem Dampfer zischelt und räsonnirt über den armen König, und nur hie und da ist einer, der ehrlich äußert, wie ihn all der leere Prunk und Glanz der Schlosssäle mit Bewundrung erfüllt habe. Aber dazu reicht kaum bei einem, sich in die eigenthümliche, zugleich aus überreizter Laune und aus Resignation geborene Stimmung zu vertiefen, die auf menschenfernem Eiland dieses neue Versailles hat entstehen lassen wollen. — Was ist denn das da drüben? fragt zwischendurch ein anderer. — Die Fraueninsel. — Ist da auch was los? — Nein. — Da soll übrigens ein ulkiges Fremdenbuch sein, bemerkt ein dritter. — Na, jetzt ist's zu spät. Sonst ist also nichts dort los? — Wie gesagt, nein. — Möge der gütige Himmel der kleinen Gemeinde auf der Fraueninsel noch lange gewähren, daß solcher Stumpfsinn weiter gedeihe, und wenn hier und dort das unglückseligerweise einmal für eine illustrierte Zeitung ausgebeutete Maler- und Dichterbuch Neugierige zu Attaquen auf die Insel verleitet, wo sonst „nichts los ist“, daß dann die grobe Unzugänglichkeit des Stammtisches unter den beiden Linden auch fernerhin dagegen schütze!

Und wenn nun all diese Ausflügler wieder nach Hause kommen, was ist ihnen dann geblieben? Des modernen Menschen Reise währt dreißig, wenns hoch kommt fünfundvierzig Tage, und wenns köstlich gewesen, das heißt wenn nichts passirt ist, so ist's Langeweile und Ärger gewesen. Mitgebracht fürs Leben, gelernt haben sie nichts. Zur Landschaft mögen sie in den Alpen oder in Norwegen ein sie befriedigendes Verhältnis gewonnen haben, feinerer landschaftlicher Reiz wird ihnen auch dort verborgen geblieben sein, die italische Landschaft hat sie enttäuscht; dem Volke sind sie nirgends näher getreten, sondern immer nur den Ausbeutern (sie kamen eben immer nur an die Orte altbetriebener oder schnellgelernter Fremdenindustrie), die peinliche Unkenntnis der Sprache hat sie an jedem Verkehr über die gewerbsmäßigen Fremdenpediteure

hinaus gehindert, darum scheint ihnen sogar der deutsch-schweizerische Gastwirt sympathischer als der Italiener und der, so weit er nicht gerade manifestirt oder Zeitungsartikel schreibt, grundliebenswürdige Franzose. Geessen haben sie fast nur in dem „von Deutschen frequentirten“ Gasthose und nur hie und da einmal etwas landesübliches probirt, um sich darüber lustig zu machen. Die Weine Italiens hatten sie sich in der Art der süßen griechischen Weine vorgestellt und haben sie nun mit Verwunderung „sauer“ gefunden, was sie gar nicht sind (diese Weinenttäuschung erlebt übrigens der an die süße, fufelige Weinpanscherei gewöhnte Norddeutsche schon am Rhein und in Baden). Von den Sehenswürdigkeiten, die sie massenhaft zu sich genommen haben, hasten ein paar Glanznummern der Natur, wie die blaue Grotte, der Rheinfall — wenn der Rhein nämlich tüchtig Wasser hat, sonst war auch da ihre Erwartung in falsche Bahn gelenkt — oder die Bastei, von menschlichen Leistungen die augenfälligsten, wie der Trocadero, kühne Bahnbauten, glänzende Vergnügungsorte, der schiefe Turm in Pisa und — der Mailänder Dom, sonst vielleicht noch Juliens Grab in Verona und das Nürnberger Bratwurstglöckle. Die Bauten, Denkmäler, Kleinodien dagegen, deren Ruhm noch aus älterer, feinsinnigerer Zeit stammt, sind ihnen unbehaglich gewesen, wie die Museen und Galerien auch, und wenn sie sich trotzdem verpflichtet fühlen, etwas darüber zu sagen, so wissen sie doch nur noch, daß in den sogenannten Stenzen ein Bild sei, wo Apollo verrückterweise eine Geige spiele, und finden, am gräßlichsten seien „die Botticellis“ gewesen, die Bäderer so herausstreichet. Nee, da lob ich mir doch die drei Parzen von Thumann und „Verlassen“ von Bodenhäusen. Ach, und wieviel Unanständiges haben sie gesehen, besonders die Damen, unans—tändig mit s—pitgem st, diese niederdeutsche Spezialität aus den Landen der Tingeltangel und der Prüderie. Von dem wüsten Zeug der „historischen“ Führerklärungen ist natürlich auch nichts mehr übrig, aber dies und nur dies empfinden sie gelegentlich im geheimen als einen Mangel in dem Erfolg ihrer Reise. Und doch ist, daß sie das wieder vergessen haben, vielleicht noch das Beste dabei.

Aber die Unfähigkeit, mit Erfolg zu reisen kann doch nicht darin allein wurzeln, daß der moderne Bildungsproß überall ängstlich vermeidet, ehrliche Wißbegier zu bekennen und statt dessen sich selber produziert. Das allein würde doch die Thatsache noch nicht erklären, daß gerade der Berliner von allen der ungeschickteste und verständnisloseste Reisende ist. Denn jener Bildungsbusel ist leider nicht auf die Berliner beschränkt, und andererseits ist auch der naivere und von Renommisterei fremde Ausnahmeberliner nicht besser daran. Darum müssen wir annehmen, daß der Berliner in seiner Eigenschaft als Großstädter besonders schlecht zum erfolgreichen Reisen geeignet sei, und daß ihn stärker als den Nichtgroßstädter objektive Schwierigkeiten hindern. Wir müssen also, um diese festzustellen, ihn einmal besonders ins Auge fassen. Am deutlichsten

läßt sich das Verhalten unsrer Spreethener auf Reisen und Touren mit ihnen in Deutschland selber beobachten; im Auslande hebt sich der Gegensatz zu andern Deutschen nicht so scharf ab.

Ich habe einst mit lieben Freunden aus Berlin, tüchtigen, geschickten, daneben natürlich etwas schnoddrigen Leuten, als Student vom wunderschönen Heidelberg aus Odenwald- und Schwarzwaldtours gemacht, und wenn wir uns verregnet und halb verirrt in das elendeste kleine Einödhäuslein flüchteten, wo nebenbei ein bißchen Gastwirtschaft für Landbriefträger und Waldarbeiter betrieben wurde — damals blühte das Sommerfrischen- und Luftkurortwesen noch nicht so auf diesen weltentrückten Höhen —, da forderten sie dann stets ein Glas Bier und ein belegtes Butterbrot. Das war gerade so, als wollte jemand auf Rügen ein Viertel „Neuen“ und ein saures Leberle verlangen. Was half alles predigen, ein Zwetschgenwasser könnten sie haben und ein paar Eier, vielleicht eine Landjägerwurst oder „Servila“ (Cervelat, eine kleine kugelige Fleischwurst) und ein Glas nicht vom schlechtesten Landwein — nein, es wurde forträsonnirt, und bei der nächsten derartigen Einkehr ging es gerade wieder so. In Tirol nicht weit von Wörgl und Ruffstein saßen wir einmal in der Kantine eines kleinen Bergwerks oder vielmehr daran, nämlich auf dem schmalen Bret, das als Bank außen an dem Verschlag befestigt war, und ließen die Beine über den fast hundert Meter tiefen Abgrund baumeln. Die Arbeiter, die auch gerade frühstückten, waren freundlich zusammengerückt, und wie sie, schnitten auch wir mit dem Taschenmesser in das gemeinsame Brot und stocherten außerdem in einem opulenten Spiegeleiermahl herum. Gerade wurde auch ein Täßchen schäumenden Biers angesteckt — da bestellt so ein Unglücksmensch vom grünen Strand der Spree — Brauselimonade! Und dann der Lärm, weil keine dawar! Daß ein Berliner zu irgend einer andern Mundart je das geringste Verhältnis gewönne, kommt auch kaum vor, es ist das beste, sie versuchens gar nicht, denn die mit lauter falschen Sch-Lauten vermengte Südelei, die sie dann für „süddeutsch“ ausgeben (die großen Unterschiede der bairischen, der alamannischen und der fränkischen Mundart merken sie gar nicht), genügt, einen geradezu wild zu machen. Das widerwärtigste und unzutraglichste aber ist das ewige und sich nie genug thuende Witzeln und spöttische Fragen über alles und jedes, was ander ists als in Berlin und Steglitz, seis Speise und Trank, seis Lebensgewohnheit, seis einfacher, offner Sinn, und vor allem über das, was wirklich besser ist. Seit Jahren schon ist mir aufgefallen, daß immer im späten September und im Oktober ein Hauch erneuter Preußenabneigung durch die Baiern und ihre kleine lokale Presse geht, und daß man auch sonst in süddeutschen Landen gerade um diese Zeit das alte böse Wort vom „hungrigen Preiß“ wieder zu hören bekommt. Wie soll das gerade um diese Zeit entstehen, wenn nicht als unwillkürlicher Nachruf an den eben wieder abgezogenen Schwarm des Berliner und verwandten Sommerfrischer- und Touristentums?

Noch eine Eigenschaft des Norddeutschen, gegen die sich ja sonst nichts sagen läßt, trägt zu solchen Ärgernissen bei: daß er nämlich nicht so leichtfertig und ohne alle Renommisterei ein paar Groschen mehr als nötig ausgiebt, wie das der Süddeutsche thut, und daß er beim Bezahlen gern viel fragt und nachfragt und wieder fragt und sich wundert, statt selber vorher zu rechnen, wie es der des Landesbrauchs kundige Autochthone und jeder gewandtere Fremde thut. Aber das würde noch nicht viel schaden, wenn nicht die infame Gewohnheit des Berliners dazukäme, dort, wo noch der Väter biedre Sitten und Preise herrschen, zu fragen, aber wohlweislich immer erst, wenn er schon bezahlt hat: Nu sagen Sie mal, wie können Sie eigentlich bei die Preise bestehen? Dann ärgert sich natürlich der Herr Wirt zum Auerhahn oder zum Rebstock oder zum goldnen Lamm, daß er nicht mehr gefordert hat, trägt aber diesen Ärger dem Fremden nach und nimmt sich vor, das nächste Jahr seinen Gästen nicht wieder so einfältig vorzukommen.

Das meiste offne Vergnügen an allem fremden Wesen und die ehrlichste, oft freilich etwas komisch herauskommende Bemühung, sich ihm anzupassen, findet man auf Reisen bei dem Sachsen. Wie mag das kommen? Am Ende ist es wohl derselbe Zug, der die Sachsen auch zu so höflichen Leuten macht — Ausnahmen bestätigen die Regel. Dagegen sind die Sachsen, wenigstens nach unsern vielleicht unzulänglichen Beobachtungen, auch die, die am leichtesten etwas kleinlich werden und ihren ganzen Reiseplan, die Wahl ihres Seebades u. s. w. möglichst nach der Billigkeit und dem, was fürs Geld geboten wird, einrichten.

Doch nun zu der Erklärung, weshalb gerade der Berliner so besonders ungenießbar als Reisender ist. Daran ist, wir deuteten es schon an, zwar auch sein Gefühl der Überlegenheit im allgemeinen schuld, dann aber als objektive Ursache doch auch seine besondere Lage. Berlin ist eine große Stadt geworden; anderthalb Millionen Menschen leben dort mit gleicher Ausdrucksweise und trotz aller sozialen Unterschiede, trotz aller Verschiedenheit des Anteils und des ihnen zugänglichen Raffinements doch im ganzen mit den gleichen materiellen Begriffen und Neigungen. Dazu kommt, daß nicht bloß der geborne Berliner Begriffe wie „Eisbein“ oder „ein Echtes“ mit der absolut gewährleisteten Sicherheit, verstanden zu werden, gebraucht, er hört auch fortwährend, daß die zahllosen Ostpreußen, Mecklenburger u. s. w. und kaum minder auch die West- und Süddeutschen in Berlin diese Ausdrücke ohne weiteres mitgebrauchen, er hört von ihnen selten einmal ein andres Wort. Ferner bringt es die Eigentümlichkeit des Berliner Gassenpublikums und Schusterbubentums mit sich, daß man auch in „Kreisen,“ denen feinere kulinarische Genüsse verschlossen bleiben, diese Genüsse doch vom Hörensagen recht genau kennt und die aristokratischen oder bourgeoismäßigen Bezeichnungen dafür gern parodistisch verwendet. Durch alles das muß sich dem Berliner die Meinung einprägen,

daß seine Terminologie und sein Geschmack im Essen, Trinken und in der äußern Lebensweise das absolut richtige und sie nicht ohne weiteres zu verstehen und sich ihnen anzupassen ein Zeichen von Schwerfälligkeit und zurückgebliebener Bildung sei. Und so hält er sich für vollkommen berechtigt, sich über abweichendes nur lustig zu machen. Das übt er denn auch fleißig überall in Deutschland; im Auslande ist er daran ja etwas gehindert, aber für Italien hat das Berlinertum diese heillose Manier auch schon anzuwenden begonnen.

Wir haben hier immer nur das Reisen in Deutschland und Italien, daneben in Tirol und in der Schweiz im Auge, aus dem einfachen Grunde, weil wir von dem reisenden deutschen Durchschnittspublikum reden, das sich hauptsächlich über diese vier Länder ergießt. Bald wird freilich der skandinavische Norden vor Italien zu nennen sein, und die Nordlandsfahrten sind eine Mode, die jeder Vernünftige aufs nachdrücklichste unterstützen sollte. Nicht bloß um Italien zu bewahren (wenn es auch dortigen Gastwirten schweizerischer oder deutscher Abkunft etwas Schaden bringt), sondern auch des reisenden Publikums wegen, denn dieses hat von den Fjorden Norwegens und andern drastischen und leichtverständlichen Schönheiten des Nordens unbedingt einen frohern Genuß, als von dem Anblick der Campagna und der sizilianischen Kapelle. Wenigstens so lange, als es für Italien so wenig reif ist wie jetzt. Ohne eine stärkere Ablenkung des großen Reisestroms nach dem Norden und vielleicht bald auch nach England und Schottland werden wir sicherlich in Italien über kurz oder lang dieselbe leidige Anpassung an das Berlinertum beginnen sehen, wie sie jetzt München mit seinen neuen prunkvollen „Restaurants,“ seinen vernorddeutschen Speisekarten und der immer fühlbarer werdenden Preissteigerung vornimmt, und wie sie z. B. die deutschen Seebäder u. a. sogar durch die Einführung der Berliner „Weißen“ und ähnlicher Spezialitäten schon seit einer Reihe von Jahren vorgenommen haben. Überdies scheint ja an den Norwegern, wenigstens nach Ausweis ihrer Litteratur, nicht allzuviel zu verderben zu sein.

Was könnte nun aber geschehen, damit etwas vernünftiger und wieder mit etwas mehr Erfolg für den Reisenden selber gereift würde? In einer der alten methodischen Anleitungen zum Reisen, dem bei Weygand in Leipzig 1784 erschienenen „Handbuch für Reisende aus allen Ständen,“ steht auf S. 4 der Satz: „Nach meiner Meinung hat man nicht eher ein Recht, die Ausländer aufzusuchen und ihnen Rechenschaft von ihren Denkmälern und Einsichten abzufordern, bis man ihnen selbst klare Begriffe von den Künstlern seiner eignen Nation, von den Vorzügen seines Vaterlandes, von seinen Sitten und den Grundsätzen seiner Staatsverwaltung in Tausch bieten kann.“ Es ließe sich da noch manches hinzufügen, aber eben das, wovon in dem Handbuche gewarnt wird, daß man etwa zu früh und zu unvorbereitet in die Weite schweift, hat die Übelstände hervorgebracht, und die schönen Eisenbahnen haben seitdem die

Sache gewaltig verschlimmert. Es fehlt uns eben an jeglicher Methode zu reisen. Wir ersticken fast in pädagogischen Erörterungen; alle einzelnen Lehrgegenständchen, alle nützlichen und praktischen Thätigkeiten haben ihre mit einander streitenden und wetteifernden Theorien und Lehrgänge; nur eine so wichtige „Disziplin“ wie das Reisen wird ohne die Frage gelassen: Wie soll man reisen? oder gar bloß auf die Menge, auf die Kilometerzahl gerichtet. Wer nach Chicago zur Weltausstellung fährt, kommt natürlich als ein ganz anderer Kerl zurück, als der, der sich etwa „nur“ eine Reise nach Nürnberg oder München leistet. So meint er selber, und — „man“ im Durchschnitt auch. Und dabei kommt der eine vielleicht um nichts als die verworrene Erinnerung an allerhand Trubel bereichert und um etliche hundert Dollars leichter zurück, während der andre Geist und Herz mit wertvollen und für das ganze Leben nachwirkenden Genüssen erfüllt hat.

(Schluß folgt)



## Neue Novellen



ut ist es doch, daß wir als Quintaner die Geschichte des Damastes von Eleusis, des gefürchteten Prokrustes, gehört haben, der seine kurzen Gäste auf seinem Bett zu Tode streckte, seinen langen Gästen aber Arme und Beine abhackte, bis sie für das verwünschte Lager gerade paßten. Der grimmige Ausstrecker ist zwar schon von Theseus erschlagen worden und brauchte uns gegenwärtig keine Sorge mehr zu machen. Aber seine ruchlose Thätigkeit wird fleißig weiter geübt, und es ist fast unglaublich, wo man überall den Spuren des Ungeheuers begegnen muß. Gestreckt und gekürzt, gestreckt, bis alle Glieder aus den Fugen gehen, gekürzt, bis der letzte Blutstropfen aus dem Leibe ist, werden vor allen Dingen litterarische Arbeiten. Namentlich die Erzähler können berichten, daß fast jede Redaktion ein andres Prokrustesbett ist. Die eine braucht Fortsetzungen, die genau ein Vierteljahr lang dauern, die andre kann nichts „annehmen,“ was sich nicht in dem Rahmen von zwölf bis sechzehn Spalten hält; die „Schriftleitung“ großer Zeitungen findet es angemessen, nur Erzählungen zu drucken, denen man wenigstens ihrem Umfange nach den Titel Roman verleihen kann (die meisten modernen „Einbänder“ sind nichts als „gestreckte“ Novellen), die „Schriftleitung“ wöchentlich einmal erscheinender Blätter empfiehlt den Autoren „die graziöse, von den amerikanischen Novelisten zur klassischen Form durchgebildete short shory“ (die in Wahrheit